



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freyen, Richard: Von spanischen Stierkämpfen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nachzuahmen, da sie zu keinen verlockenderen Ergebnissen geführt haben. Es ist das Verdienst der besprochenen Schrift, durch einen Vergleich der handelspolitischen Maßnahmen anderer Kolonialmächte nachgewiesen zu haben, daß die deutsche Regierung, trotz des Widerspruchs weiter Kreise, mit ihrer kolonialen Handelspolitik auf dem richtigen Wege ist.



Von spanischen Stierkämpfen

Von Richard Freyen



eder der Spaniens Boden betritt, hält es für unumgänglich, einem Stierkampfe beizuwohnen. Denn erstens meint man, es sei schlimmer, das versäumt zu haben, als in Rom den Papst nicht zu sehen (den bekanntlich die wenigsten Romreisenden zu sehen bekommen), zweitens ist es doch überaus interessant und prickelnd, einem solchen Schauspieler beizuwohnen, und drittens kann man sich so herrlich moralisch über alle diejenigen entrüsten, die zu solchen Dingen hingehen.

Nun ist ja gewiß eine solche moralische Entrüstung etwas überaus Wohlthuendes und persönlich Erhebendes, und es soll auch ohne weiteres zugegeben werden, daß zu einer solchen Entrüstung Grund genug ist; aber dennoch scheint uns eine solche sittliche Empörung allein ein recht unzureichender Gesichtswinkel gegenüber einer Sitte zu sein, die nun schon seit Jahrhunderten in immer steigendem Maße ein großes, in vieler Beziehung edel veranlagtes und für die Entwicklung der Menschheit bedeutungsvolles Volk begeistert. Richtiger wäre es, den Gründen nachzugehen, wieso es möglich ist, daß auf zweihundert Plazas de Toros, von denen viele mehr Zuschauer fassen, als eine ansehnliche Mittelstadt Einwohner hat, alljährlich viele Tausende von Stieren unter dem Jubel tausendköpfiger Massen getötet werden. Daneben ist dann noch die Frage aufzuwerfen, wie es kommt, daß diese Sitte doch im wesentlichen auf Spanien beschränkt ist, denn die verhältnismäßig wenigen Schauspiele dieser Art im Süden Frankreichs kommen daneben kaum in betracht. Mit einer allgemeinen sittlichen Entrüstung ist da wenig beantwortet. Wir wollen darum versuchen, aus der Psychologie des spanischen Volkes heraus, wie diese sich in der Geschichte offenbart, jene Erscheinung zu erklären.

* * *

Dabei kann es nicht unsere Aufgabe sein, eine ausführliche Darstellung aller Vorgänge bei einem Stiergefecht zu geben. Diese sind oft und vortrefflich

befchrieben worden. Nur die Wirkungen auf die Zuschauer wollen wir analysieren, um daraus unsere Schlüsse zu ziehen.

Wie bei den meisten südländischen Schaustellungen beginnt das Theater schon lange vor dem offiziellen Anfang, und für manchen nordischen Zuschauer ist dies Theater, welches das Publikum sich selbst und anderen ohne irgendwelche Vergütung gibt, das interessantere, zumal es auch während der eigentlichen Vorstellung beständig andauert und bald mehr, bald weniger bemerkbar in diese hineinspielt. Man tut aus mehreren Gründen gut, schon eine Stunde vor Beginn im Theater zu sein. Es hat seinen Reiz zu sehen, wie sich der riesenhafte amphitheatralische Raum immer dichter mit Menschen füllt, wie die gewaltige Runde dunkler und dunkler sich färbt, wie das Brausen, Lachen, Schreien der tausendköpfigen erregten Masse wächst, bis endlich alle Reihen bis auf den letzten Platz gefüllt sind. Man stelle sich vor, daß viele dieser Stiertheater fünfzehntausend, das in Murcia über zwanzigtausend Menschen fassen, während unsere größten Operntheater kaum dreitausend aufnehmen, wobei zum Unterschied von vielen Berliner Theatern noch zu bemerken ist, daß Zuschauer auch wirklich kommen. — Aber ist nun alles besetzt, so herrscht keineswegs Ruhe, sondern wie ein bewegtes Meer, in dem zuweilen eine jähe Windsbraut wilde Wellen aufwirft, beginnt es irgendwo gewaltig aufzubrausen, Bewegung entsteht, Geschrei, Hohngelächter, bis sich alles, plötzlich wie es gekommen, wieder legt und an anderer Stelle ebenso unerklärlich für den Fremden dasselbe Schauspiel beginnt. Die Schutzleute halten sich ängstlich fern, denn der Spanier ist kein Preuße und stets geneigt, die Vertreter der Obrigkeit auszulachen. Es ist ein herrliches Bild, dies in runde Reihen gepferchte Leben, und man begreift, daß es seit Goya und Manet unzählige Künstler gereizt hat, das im Bilde festzuhalten.

Und es reizt einen mit, diese allgemeine gespannte Erwartung. Man geht auf in diese ungeheure Masse, unterliegt der Suggestion der Tausende, und immer gespannter, immer leidenschaftlicher wenden sich die Augen nach jenem dunklen Tore, durch das die bunte, farbenglitzernde Quadrilla der Stierkämpfer ihren Einzug halten soll.

Der Kampf selber zerfällt bekanntlich in drei Akte. Der erste, die „Suerte de pricar“, ist der widerlichste. Nachdem die Helden des Tages voll Würde und spanischer Anmut ihren Umzug in der Arena vollendet, öffnet sich ein zweites Tor und der Stier kommt mit ungelenkten Sprüngen herein, durch Hunger und Dunkelheit aufs höchste gereizt. Bald ist der Kampf im Gange. Mit graziösen Sprüngen reizen und necken mantelschwingende Capeadores den plumpen Gefellen, bis er einen der auf elenden Kleppern haltenden Reiter angreift. Man denke nun nicht an ritterliches Kämpfen! Ein Schlachten in des Wortes gräßlichster Bedeutung ist keine Schlacht zu nennen. Denn daß der auf dem Pferde sitzende Picador mit seiner stumpfen Lanze den Stier anrennt, hat für diesen keine Gefahr, soll ihn nur reizen, dem armen Gaul, dem man Augen

und Ohren verstopft hat, die Hörner recht tief ins Gefröse zu rennen. Das geschieht denn auch und bald wälzen sich der gepolsterte und von den anderen Stierkämpfern geschützte Reiter und die Märe im Staube, während der Stier mit seinen Hörnern herumbohrt in den Weichen des gefallenen Tieres und ihm die Eingeweide weit aus der aufgerissenen Bauchhöhle herauszerrt. Ein Bild schrecklichster Grausamkeit, das man erschauernd erlebt. Aber damit ist es nicht zu Ende. Mit wilden Schlägen peitschen sie drunten das Pferd wieder empor, aufs neue steigt der Reiter auf die zitternde Märe, und obwohl diesem die Eingeweide in plumpen Knollen aus dem Leibe hängen, muß es noch einmal gegen den gereizten Stier, bis es nochmals zusammenbricht und dann endlich den Gnadenstoß empfängt. Das wiederholt sich mehrere Male. Ich habe einen Stier sechs Pferde auf diese Weise verstümmeln sehen. Und das Publikum folgt atemlos diesem Kampf, der kein Kampf, sondern ein widerliches Schächten ist.

Der zweite Akt, die „Suerte de banderillas“, setzt dem Toro schon schlimmer zu. Hier gilt es, dem schon etwas ermüdeten Tiere sechs bunte, umfitterte, mit scharfen Eisenhasen versehene Stäbe, die „Banderillas“, in den Nacken zu bohren. Hier setzen die Kämpfer selber ihr Leben ein, aber immer fast gelingt es ihnen, ihre Marterpfeile dem Stier in den Nacken zu bohren, der nun mit diesem lächerlichen Zierrat versehen und oft in Strömen blutend durch die Arena tobt. Dabei ist zu bemerken, daß der ganze Kampf nur darum möglich ist, weil der Stier sich recht dumm benimmt. Denn er verfolgt niemals konsequent, sondern läßt sich durch jeden vorgehaltenen Mantel ablenken. Wäre das nicht der Fall, ginge der Stier konsequent auf seine Gegner los, wie es etwa ein Löwe tun würde, so würden diese sich hüten, ihm entgegenzutreten.

Ist der Stier mit seinen Banderillas versehen, so beginnt der dritte Akt, die „Suerte de Matar“. Der Matador tritt auf. Hat man ihn einmal gesehen in stolzer, kühler Haltung auftreten, die Arena durchschreiten und vor dem Präsidenten sich verneigen, dann begreift man, daß der Name Matador zur Gattungsbezeichnung des stolzen, siegreichen Helden überhaupt hat werden können. Es liegt viel Kultur in dieser Haltung, welche die spanische Grandezza in reinsten Form zeigt, eine eigentümlich stolze Kopfhaltung und ein Gang mit festem und doch leichtem Durchdrücken der Knie (nebenbei gesagt, ist die Würde des Spaniers überhaupt keineswegs jene starre Steifheit, die man in Norddeutschland unter jenem Begriff sich denkt, sondern sie ist bei aller Gehaltenheit durch Anmut und große Verbindlichkeit gekennzeichnet).

In der Hand trägt der Matador das blutrote Tuch, die Muleta, das den tödenden Degen verbirgt. Indessen nicht sofort vollzieht sich die Exekution. Noch muß der Toro mehr ermüdet werden. Der Matador spielt zunächst mit dem schweren Tier, wie man mit jungen Hunden spielt. Unter jauchzendem Zuruf der Masse neckt er ihn, weicht mit anmutigem Sprung seinen wütenden Stößen aus, ja er setzt gar mit kühnem Satz über den tobenden Toro hinweg.

Bis er erkennt, daß es Zeit ist. Dann blizt die blanke Gytoque hervor unter dem Tuche und mit raschem Druck taucht sie hinein in den massigen Körper des Stiers. Selten gelingt es beim ersten Stoß, den Stier zu treffen. Oft muß der Espada mehrere Degen gebrauchen, bis der Stier in die Knie bricht und dann mit Pferden quer durch die Arena hinausgeschleift wird.

Es kommt auch vor, daß der Espada bleibt. Ich selbst habe gesehen, wie ein Matador im Bogen durch die Luft flog, daß man glaubte, kein Knochen wäre mehr heil. Er aber erhob sich und grüßte mit anmutiger Handbewegung das Publikum, während seine Helfer, die Capeadores, den Stier mit ihren bunten Mänteln beschäftigten. Ich habe auch erlebt, daß ein Matador, durch einen mächtigen Stier am Schenkel verletzt, daß das ganze Bein Kleid von Blut troff, aus der Arena hinausshinkte, von zwei Männern gestützt, daß dann das ganze Publikum in hohnvolles Pfeifen ausbrach, bis der wunde Matador noch einmal die Arena betrat, mühsam hinkend dem Stier sich näherte und ihm den Todesstoß versetzte, worauf die Menge tobend über die Schranken brach, den wunden, kaum mehr sich haltenden Matador auf die Hände hob und ihn im Triumph hinaustrug. So wechselt die Volksgunst im Süden. —

Was nun ist der Reiz dieser Vorführungen? Obwohl ich einen liebenswürdigen deutschen Ingenieur, der in Spanien wohnt, zur Seite hatte, um in alle Feinheiten des Spiels eingeweiht zu werden, begann doch der Kampf mit dem fünften und sechsten Stier mich zu ermüden, obwohl ich gestehen muß, daß auch mir bei den ersten Kämpfen das Blut in die Wangen gestiegen war und eine fieberhafte Erregung sich meiner bemächtigt hatte, eine Erregung, die durch das grausame Hinmorden der Pferde, die man fast schmerzhaft miterlebte, eher gesteigert als vermindert wurde. Eine deutsche Dame in der Nähe brach ohnmächtig zusammen, weil die Nerven es nicht ertrugen.

Und trotzdem jubelt ein ganzes Volk, Millionen von Menschen nimmermüde diesen Kämpfen zu. Jedem Stiergefecht widmen alle Zeitungen mindestens eine ganze Seite Besprechung, während die interessanteste Theateraufführung kaum ein Sechstel dieses Raumes bekommen würde. In allen Restaurants, Caféhäusern und Klubs wird die Corrida besprochen und der Matador wird mehr umschwärmt als der größte Heldentenor im übrigen Europa, und zieht sich, falls ihm der Ruhm günstig ist, als Millionär auf seine Güter zurück. Jeder Spanier weiß von solchen Leuten zu erzählen.

Aber die Frage bleibt, was begeistert an diesen Spielen, die vielen Fremden als ein Schauspiel der Roheit und Brutalität, nichts weiter, erscheinen und denen in Spanien vom König bis hinab zum Krüppel, der sich sein Eintrittsgeld an den Kirchenportalen zusammenbettelt, alles jubelnden Beifall zollt?

Mir scheint, daß zwei der stärksten menschlichen Instinkte vor allem es sind, die in diesen Vorführungen ihre Befriedigung finden, ein guter und ein häßlicher: einerseits der Heroenkult, die Bewunderung für Gewandtheit, Mut und Kraft, und andererseits die Grausamkeit, eine wilde, tierische, im Unterbewußtsein

hausende Freude an Blut und Mord. Was sonst noch mitläuft, die Lust am festlichen Gepränge, an Farbe und Anmut, die sich auch entfalten, ist nebensächlich. Jene beiden Affekte, durch die Suggestion, die von der unzählbaren Menge ausgeht, bis zum Taumel gesteigert, diese dürften den psychologischen Grund für den Zauber abgeben, den diese Spiele auf den Spanier ausüben.

Der Spanier selber ist natürlich nur geneigt, den guten Affekt, die Freude an Mut und Kühnheit, zuzugeben. Er verteidigt die Sitte damit, daß durch dieses Interesse in der Jugend der kriegerische Geist und die Freude an der anmutigen und sieghaften Körperkraft wachgehalten werde, die sonst in einer erweichlichten, kriegslosen Zeit erschlaffen würde. Wir wollen gern glauben, daß solche Regungen stark mitspielen, vielleicht im Bewußtsein sogar dominieren.

Aber es läßt sich leicht beweisen, daß dieser Affekt nicht der einzige ist, der durch die Stierkämpfe befriedigt wird. Denn die Corrida enthält dafür viel zu viel Elemente, die mit Heldennut gar nichts zu tun haben, ja die einem wirklichen für heldische Taten sich begeisternden Sinn im höchsten Grade zuwider sein müßten. Es gibt da Dinge genug, deren Interesse allein dadurch erklärt werden kann, daß sie einem Tatendrang nach Blutvergießen entgegenkommen, während sie unter jedem anderen Gesichtswinkel als ekelhaft und schändlich abgewiesen werden müßten. Man denke an das Hinneheln der Pferde, die man mit geblendeten Augen und verstopften Ohren dem Stier in die Hörner heßt, so lange, bis die armen Tiere mit zerschlittem Bauch und herausgezerzten Eingeweiden verbluten. Auch ist das Einhalten der Banderillas eine unnütze und greuliche Tierquälerei, die gewiß Mut und Gewandtheit voraussetzt, wofür sich aber leicht ein anderer Ersatz finden ließe, wenn es sich nur um den Erweis dieser Eigenschaften handelte. Und leztlich enthält selbst der Kampf des Matadors, obwohl hier gewiß ein Mann einer großen Gefahr gegenübertritt, Momente genug, die widerlich sind. Handelte es sich nur um den Tod des Stieres, so wäre es doch ritterlicher und männlicher, man träte ihm entgegen, wenn er noch nicht abgeheßt und ermüdet wäre. Dann wäre noch mehr Anlaß zu heroischer Begeisterung, weil dann die Gefahr viel größer wäre. Nein, das abgeheßte Tier muß langsam zu Tode gequält werden, so will es das Spielgesetz, und so gibt auch der lezte Akt noch Befriedigung genug für jene latenten Blutdurstinstinkte, von denen ich sprach.

Man wird vielleicht geneigt sein, zu meinen, daß eben darum das ganze Treiben moralisch höchst verdammenswert sei. Indessen möchte ich hier eine andere Anschauung vertreten und sagen, daß die Bedeutung jener Vorfürungen eben gerade darin beruht, daß sie jene Grausamkeitsinstinkte in verhältnismäßig unschädlicher Weise beschäftigt, daß also die ganze Sitte psychologisch etwa als eine Ableitungsreaktion oder Sicherheitsventil anzusehen wäre, wodurch Schlimmeres verhütet wird. Und daß gerade in Spanien etwas derartiges nötig ist, das beweist die ganze spanische Geschichte.

Wo auch immer Spanier im Kampfe aufgetreten sind, haben sie mit einer zähen Erbitterung gekämpft, einem wilden, unheimlichen Fanatismus, wie er in keiner Nation sonst sich findet. Daher die unerhörten verbissenen Belagerungskämpfe von Sagunt und Numantia bis auf Zaragossa herab. Kaum eine andere Landesgeschichte ist so mit Blut geschrieben. Hier haben Inquisition und Folter ihren Heimatboden! Wo gab es solche Grausamkeit, wie die, welche diese Nation gegen Moriscos, Juden und Ketzer entfaltet hat. Von hier zogen jene Conquistadoren aus, die im Namen des Erlösers und der heiligen Jungfrau Maria den Boden des neuentdeckten Amerika mit Menschenblut düngten, die so hausten, daß ganze Völker den Massenselbstmord einem Leben unter spanischer Grausamkeit vorzogen und daß heute in ganz Westindien kein Nest mehr ist von der zahlreichen glücklichen Bevölkerung, die einst den Columbus als eine dem Meere entstiegene Gottheit begrüßte. — Bedarf es noch mehr der Beweise dafür, daß in diesem Volke ein stärkerer Grausamkeitsinstinkt herrscht als sonstwo?

Nun, die Stierkämpfe geben die Möglichkeit, diese Instinkte zu betätigen, ohne daß so ungeheuerliche Folgen sich daran knüpfen wie in den oben genannten Epochen. — Lessing spricht einmal davon, daß die Vorführung von menschlichen Leidenschaften auf dem Theater eine doppelte Wirkung haben könne: sie vermögen schwache Leidenschaften im Zuschauer zu steigern und für allzu starke eine Ableitung zu bilden. Wir sehen im spanischen Stierkampf nur die erste Wirkung. Vielleicht aber ist es gerade die zweite, die man sehen muß, um diese Sitte zu verstehen. Man braucht sie darum gewiß nicht zu entschuldigen, aber man wird darum doch vielleicht mildernde Umstände dafür finden, daß noch heute, in einer Zeit, die sich mit ihrer Humanität so brüstet, sich ein ganzes Volk in Belustigungen ergeht, die ein Erbteil zu sein scheinen aus dem Rom der Cäsaren.

Im übrigen sei nicht verschwiegen, daß in Spanien selber viele und gerade die besten Geister sich auflehnen gegen jene nationale Sitte oder Unsitte, daß eine ganze Literatur gegen die Tauromachie besteht, ohne daß sie indessen viel genutzt hätte. Und wer jemals mit jungen Spaniern, besonders im Süden, über Stiergefechte gesprochen hat, wer sah, wie ihre dunkeln, leidenschaftlichen Augen und ihre Zähne blitzten, wenn sie „Toros!“ jauchzten, der wird einsehen, daß dieser ungeheure Unfug nicht mit bloßer moralischer Empörung hinwegzuspülen ist, sondern daß er in den tiefsten nationalen Instinkten seine Wurzeln hat. Und leider wird es ja in der Natur und im Leben immer Gewalten geben, die wir nicht abschaffen können, die wir höchstens in ihrer Notwendigkeit begreifen und ihnen damit etwas von ihrem Stachel nehmen können.

